

# **Herman Bang**

## **Romane und Novellen 4**



**Das weiße Haus**  
**Das graue Haus**  
**Sommerfreuden**

**Aus dem Dänischen von Dieter Faßnacht**

# Inhaltsverzeichnis

## **Das weiße Haus**

Anmerkungen

Nachwort

Anhang

## **Das graue Haus**

Anmerkungen

Nachwort

## **Sommerfreuden**

Anmerkungen

Nachwort

Hinweis

# **Das weiße Haus**

Für einen Freund

- DIE KINDHEIT IST DER GRUNDTON FÜR DAS GANZE LEBEN, MAMA. DIE ANDEREN FARBEN WERDEN NUR AUFGETRAGEN. ALS ICH EMPFANGEN WOLLTE, HABE ICH DEINE KÄMPFE, DEINE QUAL EMPFANGEN. IN DEM ALLGEMEINEN CHAOS HIELT ICH NUR EINS FÜR GLÜCK, WEIL ICH FÜHLTE, DAß ES DICH GLÜCKLICH MACHTE: RUHE, RUHE. SCHON ALS KIND. UND DAS TIEFSTE, WAS EIN JUNGE ERFÄHRT, DAS WEIB, IST MEINEN AUGEN NICHT ERÖFFNET WORDEN. ICH HABE JA DAS LEBEN SO LIEB, MAMA, ICH WEIß, WIE STARK DAS LEBEN IST UND ATME LEISE MIT, DEN BLÜTENDUFT DER LIEBE, ABER DAS BESTE IST DOCH IMMER MEINE SEHNSUCHT - ICH BIN EIN BETTLER AM WEGE, WENN DIE MÄDCHEN AN MIR VORÜBERZIEHEN IN DEN FRÜHLING HINAUS ...

- UND DEINE WERKE, MEIN SOHN, HAST DU NICHTS ERLEBT, WAS DU DEN MENSCHEN GEBEN KANNST?

ICH HABE IHNEN VON MEINEN SCHMERZEN GEGEBEN; DAS HAT SIE GERÜHRT  
- FÜR MICH WAR ES NICHTS, ICH HABE MEIN HERZ DABEI VERSCHWENDET,  
OHNE ZU EMPFANGEN, OHNE FROH ZU SEIN.<sup>1</sup> - -

GEORG HIRSCHFELD

Tell me the tales,  
that to me were so dear,  
long long ago  
long long ago.<sup>2</sup>

Long, long ago –  
long ago.

Kindheitstage, ich will Euch zurückrufen, Zeiten ohne Haß,  
freundliche Zeiten, an euch will ich mich gerne erinnern.

Meiner Mutters sachte Schritte werden durch helle Stuben  
klingen, und Menschen, die nun unter der Bürde des Lebens  
grau sind, werden lachen wie die, die ihr Schicksal nicht  
kennen. Laßt sie, die starben, wieder mit milden Stimmen  
reden, und alte Weisen werden sich durch den Chor der  
Erinnerungen winden.

Aber auch bittere Worte werden erklingen, schwere Worte,  
welche die sprechen, die die bittere Abrechnung mit dem  
schweren Leben kennen.

Tell me the tales,  
that to me were so dear,  
long long ago  
long long ago.

Es war zuhause die Stunde der Dämmerung.

Draußen fielen, leise, Schleier auf Schleier über den  
leuchtenden Schnee. Die Seitenflügel entschwanden, die  
großen Pappeln verloren sich. Nur Jens, der Stallknecht,  
schlich drüben bei den Ställen mit seiner Laterne umher.

Drinne saßen wir, die Kinder, im Kreis auf Schemeln. Die  
Stube war groß, die Winkel weit auseinander. Vielleicht  
versteckten wir die Köpfe hinter einer Gardine, weil es so  
dunkel war.

Mutters Stimme klang so zärtlich, die Saiten des Klaviers  
klangen eher wie eine Harfe:

Tell me the tales,



that to me were so dear,  
long, long ago  
long long ago.

Der Gesang verstummte. Kein Laut war zu hören. William, der am nächsten bei der Mutter saß, war auf seinem Hocker eingeschlafen.

„Mutter, sing weiter!“

Es fiel etwas Licht auf die weißen Tasten, weiter über alle Möbel und entschwand. Stallknecht Jens schlich mit seiner Laterne geschäftig an den Fenstern vorbei.

„Mutter, sing weiter!“

Eine Tür wurde geöffnet, ganz vorsichtig. Es war die des Vaters.

Hr. Peder grub wohl Runen in den Steg,  
Dort, wo Klein-Hellen oft nahm ihren Weg.  
Drauf lichtet er den Anker,  
Dem Winde durft er trau'n,  
Er segelte von Dänemark  
Und von den dän'schen Fraun.  
Schöne Worte  
Rühren manches Herz,  
Schöne Worte  
Brachten mir viel Schmerz,  
Schöne Worte.<sup>3</sup>

Es ist still. Schlank und fein sehen wir die Mutter als Schatten. Schweigt der Schatten, hört man die große Uhr.

Schöne Worte  
Rühren manches Herz,  
Schöne Worte  
Brachten mir viel Schmerz,  
Schöne Worte.



Draußen wird sachte eine Türklinke gedrückt. Es sind die Mädchen, die zuhören wollen. Rund um den Messingleuchter auf dem Küchentisch lauschen sie, während „die gnädige Frau“ singt.

Der Großknecht huscht herein. Die Holzschuhe hat er vorsichtig vor sich hingestellt; er lehnt sich an den Türpfosten neben dem Wassereimer.

„Kinder!“

„Ja, Mutter?“

„Singt mit!“

Die Mutter erhebt ihre Stimme, schlägt die zitternden Tasten etwas fester an und singt wieder:

Schön ist die Erde,  
Prächtig Gottes Himmel,  
Schön der Seelen Pilgrimsgang.<sup>4</sup>

Etwas ängstlich vor der Dunkelheit kommen aus der Ecke die Stimmen der Kinder durch das Dunkel, von Mutters Stimme angeführt:

Hin durch die weiten Reiche der Erde  
Gehn wir zum Paradies mit Gesang.

Draußen in der Küche sitzen die Mädchen immer noch still um die brennenden Kerzen.

Die vierschrötige Marie wischt eine Träne mit dem Rücken ihrer schwieligen Hand weg:

„Das“, sagt sie, „möchte die gnädige Frau gesungen haben, wenn sie einmal sterben wird.“

Alles ist ruhig. Nur die große Uhr an der Tür spricht.

Dann sagt aus seiner Ecke einer der Jungen leise:

„Mutter, sing es noch einmal, ich habe es nicht verstanden.“

Mutters Schatten schweigt noch. Dann ertönen wieder – aber schwächer – die harfenähnlichen Tasten:

Tell me the tales,  
that to me were so dear  
long, long ago  
long long ago.

- - - -

Kindheitstage, ich will Euch zurückrufen – zarte Zeiten  
ohne Schuld, als das Herz froh war. Sachte Tage, als die  
Tränen lind waren.

Kindheitstage, als Mutter noch lebte.

Ich erinnere mich an einen Tag, als wir Brombeeren  
sammelten – Mutter, wir Kinder und Tine von der Schule.

Es gab so viele Beeren, und die Ranken waren so schön.

Hinab in die Gräben ging es, und an den Hecken liefen wir  
entlang.

Wir Kinder blieben an den Ranken hängen und kreischten.

Unsere Gesichter waren verschmiert, so daß wir den  
Kindern von Lars, dem Schmied, glichen.

„Schaut euch den Jungen an, schaut euch den Jungen an!“  
rief Mutter.

Aber Tine hatte eine mächtige Ranke ergriffen, die voll  
von dunklen Beeren war, und warf sie schnell um Mutters  
Schulter:

„Ach, Sie schöne Frau“, sagte sie ...

Die Mutter stand an der Hecke, die Ranke um ihre Brust.  
Hoch gegen den leuchtenden Himmel.

- - -

Kindheitstage, euch will ich zurückrufen.

# **Das weiße Haus**

Es war ein weißes Haus, und drinnen im Haus waren die Tapeten hell.

Alle Türen standen offen, auch im Winter, wenn mit Holz gefeuert wurde.

Zwischen den Mahagonimöbeln standen Marmortische und auch weiße Wandtischchen, die von Augustenburg<sup>5</sup> stammten, vom Schloß, als eine Auktion stattfand. Um die alten Porträts waren Strohblumen gewunden, und es gab viel Efeu, denn ihn liebte die gnädige Frau, wenn er sich an einer hellen Wand emporrankte.

Der Wintergarten war so weiß, als leuchtete er.

Die Kinder liebten diesen Wintergarten und die Treppe zum Garten, wo sie das weißgemalte Geländer hinabrutschten.

„Kinder, Kinder! Lehnt euch nicht an“, rief Mutter, „lehnt euch nicht an das Geländer!“

„Um Gottes Willen“, sagte sie zu Tine, der Lehrerstochter, „es endet eines schönen Tages damit, daß sie sich den Hals brechen!“

Wir lassen auch nie den Schreiner kommen!“

Das Geländer wackelte und wurde nie instandgesetzt.

Aber die Tür zum Garten wurde früh geschlossen, die Läden zugemacht und die grünen Vorhänge über die weißen geschoben, so daß es gemütlich wurde. Denn Mutter mochte den Garten und die große Allee nicht, wenn die Sonne nicht auf sie schien, Sonne, die lange am Himmel stand.

„Gott weiß, wie es im Kräutergarten aussieht“, sagte sie plötzlich zu Lehrers Tine, während sie nachmittags miteinander Kaffee tranken.

Dreiviertel des Jahres kam sie nicht in den Kräutergarten.

Dieser war weit weg hinter der Pappelallee und hinter der Einfahrt, und die Kinder durften auch nicht hochlaufen, denn dann bekämen sie nasse Füße. Aber manchmal, wenn die Wegverhältnisse am allerschlimmsten waren und man

auf dem ganzen Hof vor lauter Morast keinen Grund fand, wollte die Mutter hin, um nach dem Garten zu sehen.

In den Holzpantinen der vierschrötigen Marie und mit geraffter Schürze zog sie davon, über den Hof.

Alle Dienstmädchen standen draußen auf der Treppe, um ihr nachzusehen.

„Kinderchen, Kinderchen“, rief sie; sie kam keine zehn Schritte weit, bis sie mit den Holzschuhen stecken blieb.

Wenn sie nach Hause kam, brauchte sie warmen Zwieback zur Stärkung.

„Meine Liebe“, sagte sie zur Tochter des Lehrers: „Daß doch kein Mensch im Winter drinnen bleibt.“

Die Kinder spielten auf dem Teppich. Er war rot und grau mit vielen großen Feldern. Die Felder waren Königreiche, über die die Kinder herrschten und um die sie kämpften. Sie stritten sich und vergossen Tränen. Sie verbarrikadierten ihre Königreiche mit Möbeln. Die ganze Wohnstube glich einer babylonischen Verwirrung.

„Was die Kinder doch für einen Krach machen“, sagte Mutter zur Jungfer (dabei feuerte sie sie selbst zum Lärm an):

„So, so, nun verliert Stella wieder ihre Höschen.“

Mit den Höschen ging es ewig schief. Einmal wurden sie zerknittert, und dann gingen sie im Streit der Königreiche verloren.

Vor den Fenstern lag der Schnee. Der Großknecht und der Knecht und der Stallknecht waren mit ihren Arbeiten beschäftigt. Bedächtig und langsam gingen sie vom Stall zur Tenne.

Öffnete man die Stalltür, hörte man die Kühe brüllen.

„Mutter“, sagte Stella: „Jetzt brüllt Williams Kuh.“

Aber es konnte geschehen – wenn der Hausherr weg war – daß die gnädige Frau den Stallknecht bat, „nur einen Augenblick“ alle Kühe in den weißen Hof zu lassen. Und dann sprangen sie, alle vierzehn, die rote, die weiße und die gefleckte, im Schnee umher, während die Kinder johlten.

„Schließt die Koppel, schließt die Koppel!“ rief Mutter. Sie lachte mitten auf der Treppe am lautesten.

Aber in die gefleckte war der Teufel gefahren.

Aber wenn „der Herr“ nach Hause kam, war die Stalltür geschlossen, und der Hof war wieder wie zuvor. Aber die gnädige Frau hatte Zahnschmerzen bekommen, weil sie baren Hauptes auf der Treppe zum Hof gestanden war.

Tine mußte geholt werden.

Tine mußte immer geholt werden.

Tine kam mit der Kittelschürze auf ihrem Kopf.

„Gott, diese Kälte, die Sie mitbringen“, sagte Mutter, die immer fror und fröstelte, wenn nur eine Tür geöffnet wurde.

„Tine, ich habe Zahnschmerzen“, sagte sie.

Der Toilettenspiegel wurde hervorgeholt und auf einen großen Tisch gestellt, und es mußte mit einigen kleinen Zweigen eines Busches, der im Garten des Lehrers wuchs, „geräuchert“ werden.

Alle Kinder, Tine und die Jungfer standen rund um den Tisch.

Die ganze Schlafkammer war voller Rauch, während Mutter den geöffneten Mund über die rauchenden Zweige hielt.

„Tine, Tine, jetzt!“ rief Mutter.

Tine mußte mit einer Haarnadel in die Zähne stechen.

„Da ist er, da ist er!“ rief Mutter:

„Schau, der Wurm!“

Tine hatte sich so angestrengt, daß ein Stück Emaille vor dem Toilettenspiegel herabfiel.

Mutter glaubte felsenfest daran, daß es ein Wurm sei, und seien drei, vier Würmer gekommen, habe sie plötzlich nie mehr Zahnschmerzen.

Aber Tine war die einzige, die sie herausstechen konnte. Sie stach sie gewissenhaft auch aus allen Zähnen der Kinder.

„Mein Lieber“, sagte Mutter zum Vater, der Einwände erhob: „Ich sehe doch die Würmer mit meinen beiden

Augen.

Aber es muß mit Zweigen vom Busch aus Kærbølling<sup>6</sup> geräuchert werden.“

Der Amtsarzt von Sonderburg<sup>7</sup> sagte, der Rauch von den Büschen des Lehrers sei sehr giftig.

Eine Zahnschmerzbehandlung konnte gut einen halben Nachmittag dauern, bis es dunkel wurde.

In der Dämmerung war es im Waschhaus schön. Der warme Dampf erfüllte den ganzen Raum, und das Feuer unter dem Kessel glich einem großen roten Auge. Die Mädchen schlugen die Wäsche mit Hölzern, daß es nur so hallte.

Mutter saß mitten im Lärm auf einem Schemel.

Nie gab es Ort und Zeit, wo die Mädchen so viel tratschten wie im Waschhaus.

Der ganze Dorftratsch kam durch die Waschküchentür.

Mutter konnte stundenlang auf ihrem Schemel zuhören, bis sie plötzlich wieder in die Stube lief.

Und mit unweigerlicher Sicherheit sagte sie nach solchen Stunden im Waschhaus zum Vater:

„Gott bewahre mich, was solche Menschen für Ideen haben!“

Und es war, als schöbe sie mit ihren wunderschönen Händen etwas von sich.

„Daß du das alles hören magst!“

„Ja, denn sie sehen so unterhaltsam aus“, sagte Mutter, und sie ahmte die Mädchen nach.

Sie konnte jeden Menschen, der das Haus betrat, nachahmen.

Aber an den meisten Tagen blieb sie während der Dämmerung in der Wohnstube. Dort sang sie. Aber es gab andere Stunden im Dunkel, wo sie auf dem Podest am Fenster sitzen blieb, im hohen Rohrstuhl, die Hände in ihrem Schoß.

Dann sprach sie leise in die stille Stube hinein.



Sie mochte am liebsten darüber reden, wie es wäre, wenn sie alt würde und wenn sie graues Haar bekäme, ganz graues Haar.

Und wenn sie Witwe wäre und alle ihre Kinder erwachsen wären, und wenn sie arm wäre.

„Entsetzlich arm“, sagte sie.

Dann kam abends nichts anderes auf den Tisch als Butter und Käse in der alten Kristallkäseglocke.

„Aber die Butter muß gut sein“, sagte sie.

Und sie malte sich aus, wie weiß das Tischtuch sein müßte und wie wir alle von unserer Arbeit kämen und am Tisch Tee tranken, wo sie säße, grau und still und alt, und arm wäre. Denn Armut war für sie eine Art träumender Sorglosigkeit.

Sie hatte wohl nie andere „Arme“ gesehen als die in den kleinen weißgetünchten Häusern längs der Dorfstraße.

Wenn man Tee getrunken hatte und „der Herr“ auswärts war, kamen die besten Stunden. Es war die Zeit, wo die Puppen hervorkamen. Der Eßtisch wurde wie zu einer Gesellschaft ausgezogen, und Mutter thronte über all ihren Pappschachteln. Dort waren die Puppen verstaubt.

Jetzt, jetzt konnten sie hervorgeholt werden, denn nun war Vater weg.

Geholt wurden sie, zu hunderten. Es waren Figuren aus Modezeitschriften, auf einen Holzklötz geklebt. Jede hatte einen Namen, auf die Rückseite geschrieben, jede war eine eigene Persönlichkeit – alle wurden sie auf dem ganzen Tisch aufgestellt. Und die Komödie begann, während Mutter dirigierte.

Die Puppen hielten Gesellschaft ab, und sie statteten Besuche ab.

Sie unterhielten sich und verbeugten sich und knickten.

Mutter wurde vor Anstrengung rot, und sie schaltete und waltete, die Arme über dem Tisch.

Die Kinder hatten auch ihre Puppen, und die Jungfer hatte ihre eigenen. Aber nie machten es diese Puppen aus Pappe Mutter recht, und sie redete für sie alle.

„Fräulein Jespersen, Fräulein Jespersen, Sie vergessen Fräulein Løvenskjold.“

„Fräulein Løvenskjold“ war stehengeblieben, wo sie sich doch hätte bewegen müssen. Für Mutter waren es keine Puppen. Für Mutter waren dies Menschen. Sie redeten und sie handelten und sie sangen. Sie spielten Hunderte Komödien. Bald war es in einem Badeort, und bald war es in Paris.

Wir Kinder sahen zu, als stolzierte die ganze Welt, vornehm und fein, vor uns auf dem Tisch.

Die Mädchen kamen herein. Sie wollten zuhören. Sie verstanden kein Wort, sondern standen da, rank und schlank, die Hände unter den Schürzen. Wenn mit den Puppen etwas Tauriges geschah, weinten sie.

Aber mitten in der ganzen Komödie fuhr Mutter hoch, und alle Puppen wurden umgeworfen – in die Schürzen, in die Schachteln. Vater kam nach Hause.

„Den Tisch zusammen, den Tisch zusammen!“

Mädchen und Kinder hatten es eilig. Mutter gab vor lauter Schreck alles auf.

„Gott, die Kinder sind ja noch auf“, sagte sie.

Und die Kinder kamen schnell ins Bett, Hals über Kopf.

Und die Mutter saß mitten auf dem Sofa mit den zwei Mahagonischränken am Ende und war so entsetzt, daß sie Marmelade und Zwieback haben mußte ...

Manchmal verkleidete sie auch die Mägde.

Eines Abends war sie allein mit den Kindern zuhause.

Da schlug es hart an das Hoftor, und die Jungfer mußte hinaus und aufmachen und kam schreiend zurück:

„Es ist ein Landstreicher ... Es ist ein Landstreicher...“

Und der Landstreicher betrat die Stube, während Mutter laut schrie. Häßlich war er, und die Kinder kreischten. Aber plötzlich entdeckte einer der Jungen, daß es „die große Marie“ war.

„Mutter, das ist ja die große Marie“, schreit er.

Aber im gleichen Augenblick flüstert Mutter Marie zu:

„Gib Stella eine Ohrfeige.“

Und Stella bekam eine Ohrfeige, daß es nur so rauchte, von Maries Faust.

Da glaubten wir natürlich, daß es ein Landstreicher war.

Aber danach bot Mutter Marie, dem Dienstmädchen, einen Schnaps an, und diesen mußte sie hinabstürzen, denn sie war ja jetzt ein richtiger Mann.

- - -

Weißes Haus, du weißes Haus, wie eine jubelnde Schar kommen die Erinnerungen – kommen und sammeln sich um *eine*.

Könnte ich mit Worten nur ein Bild malen, das unvergänglichen Bestand hätte – ein Bild, das unvergänglich bestünde – ein Bild, aus Jugend und Lächeln, Anmut und Trauer, Freude mit traurigen Augen, Schwermut, die mit einem gespitzten Mund lachte; hilflose Hände, die nur die Not der anderen zu lindern wüßten, feine Glieder, die in der Sonne sich regten, und frören, wenn die Sonne unterging.

Ein Bild von der, die das Leben liebte und aus Trauer darüber starb.

Sie starb wie eine anmutige Blume, die abgerissen wird. Keine Rose, auch keine Lilie.

Eine seltsamere Blume mit besonderen Fibern, in späten Jahren von einem geduldigen Gärtner aufgezogen; ein vielfarbener Kelch, so schön im Licht, der sich aber zur Abendzeit scheu schließt ...

Ein Siegeslied, das der Schmerz in der Kehle erstickte ...

Eine Fremde auf Erden, die doch wie ein seltener Gast geliebt wurde.

Weißes Haus, weißes Haus meiner Kindheit – so war sie, die deine Seele war.

- - -

Aber der Herbst verging, und es ging auf Weihnachten zu.

Mutter und Lehrers Tine blieben lange auf, und die Kinder bekamen Zwetschgen, um sich zeitig ins Bett zu legen.

Die alte Kutsche rollte jeden zweiten Tag vor der Tür vor, und der ganze Flur war mit Fußwärmern gefüllt. Es mußten so viele Fußwärmer sein, wenn Mutter fahren wollte. Und Sonderburg war nicht wie Augustenburg, etwas, das gerade um die Ecke läge, es waren zwei Meilen<sup>8</sup> und eine richtige Reise.

Aber wenn Mutter nach Hause kam, lachte sie und plauderte und versteckte, während wir Kinder in der Schlafkammer eingeschlossen wurden, denn wir durften nichts sehen. Wir hörten nur den Kutscher, der hinaus- und hereinging und Kisten schleppte. Es war aus Kopenhagen. So war „es“ gekommen.

Es war die große Frage, ob „es“ kam – all die Geschenke vom Großvater. Denn kam es nicht, blieb es ja auf den Weihnachtstischen leer. Eines Jahres gab es Eis und Schnee, so daß die Kisten ausblieben. Mutter schickte einen Boten nach Sonderburg, und Mutter fuhr selbst, und Mutter ließ Vater telegrafieren – es waren die ersten Jahre, wo man einen Telegrafen hatte – aber die Kisten, sie kamen nicht.

Mutter weinte und wußte keinen Rat. Hunderte Male drehte sie ihr altes Portemonnaie. Es war löchrig, so daß das Geld in ihre Tasche rollte. Aber schließlich legte sie Tannenzweige auf alle Weihnachtstische, und so sah es aus, als läge dort eine Masse.

Aber jetzt waren die Kisten gekommen, und drinnen im Schlafzimmer konnten wir hören, wie Tine sich abmühte, sie aufzubekommen.

Mutter selbst hatte keine Ruhe:

„Tine, Tine, sehen Sie, *da* ...!“

Tine schaute.

„Tine, so, jetzt geht das Brett auf.“

Wir Kinder flitzten aus dem Bett, aber in das Schlüsselloch war Papier gesteckt worden.

Drinnen in der Wohnstube lag Mutter auf dem Boden – das erzählten die Dienstmädchen – vor sich die Kisten. Der ganze Teppich war von Paketen und Stroh und Sachen übersät.

Mutter rief:

„Nein, nein, das ist für Stella ...

Schaut doch, schaut doch, das ist für William ...“

Und sie suchte weiter, in Stroh und Papier. Es gab keine Stelle, die nicht übersät gewesen wäre.

„Der Herr Gott bewahre uns, was gibt es doch für ein Durcheinander, wenn die gnädige Frau sich einmal abmüht“, sagten die Mädchen.

Sie gingen auch herum, gespannt und neugierig. Fertig wurden sie erst weit in der Nacht. Denn frische Würste mußten gestopft werden, und Teig mußte ausgerollt werden und alle Lappen des Hauses mußten auf Weihnachten hin gewaschen werden.

Mutter saß mitten beim Würstemachen, in der Waschküche, mit hochgebundener Schürze und stimmte die Lieder an.

Einige kannten die Dienstmädchen, und Mutter sang nur die Melodien:

„Denn, mein Mädchen“, sagte sie, „die Wörter sind zu schlimm.“

Die Wurstlieder von Als waren die schlimmsten Landsknechtslieder im Land.

„Aber zur Weihnachtszeit“, sagte Mutter: „glaube ich wirklich nicht, daß Maren selbst versteht, was sie singt.“

Jeden Tag sang Maren, die Waschfrau, nie etwas anderes als Lieder vom Ersten Schleswigschen Krieg<sup>9</sup> und König Friedrich VII<sup>10</sup> ...“

Sie waren so traurig, daß sie dabei weinte.

In den letzten Tagen wurde gebacken.

Das ganze Haus war voll von Apfel- und Kuchenduft, und die Tür zur blauen Gästekammer stand nicht still. Denn dort wurden die Äpfel und Gewürze und Zwetschgen und alles, was gut war, aufbewahrt. Aber Tine sprang die Treppen hinauf, daß ihre Röcke flogen:

„Hallo, Kindchen, nun wird gebraten!“ rief sie.

Wir Kinder formten Männer und Frauen aus braunem Teig, die zuletzt auseinanderflossen.

Mutter hatte eine weiße Schürze an, und Vater ging umher und hatte Angst davor, er könne seinen Händen schaden.

Die Mutter mußte immer das Letzte machen, sie, die Eiweiß auf die Kuchen strich und den braunen Männern die Augen setzte.

„Nun muß ich, nun muß ich“, sagte sie.

Und ihre weiße Schürze flog im Trubel um sie, während alle Kinder hinter ihr herliefen.

Was für ein Dampf es war; und welch ein Duft von Gewürzen und Klappern von Backblechen und Lärm von Öfen; denn die Öfen gingen auf und wieder zu, und Kuchenbleche kamen hinein und wieder heraus. Aber Lehrers Tine schlug den Teig für die weißen Plätzchen, während sie die Steingutschüssel zwischen ihre Schenkel klemmte, denn für die weißen Plätzchen brauchte man Kräfte, und die Eier mußten ewig lang geschlagen werden.

„Jetzt will ich“, sagte Mutter.

Und sie ergriff die Steingutschüssel und rührte mit dem großen Löffel.

„Puh, das ist heiß“, sagte sie und hörte wieder auf.

Und sie begann zu singen, auf dem Hackklotz sitzend, im Dampf, mit roten Wangen, fröhlich:

Lisbet! Lisbet!  
Oh, wie bist du süß und nett!  
Schau mich nur an,  
Lisbet! Lisbet!  
Ach, wie bist du süß und nett!<sup>11</sup>

Sie sangen alle mit in Dampf und Rauch, die Mädchen und die Kinder und Tine, aber Mutter war schon in der Wohnstube:

„Tine, Tine“, rief sie, „lassen Sie sie jetzt!“

Sie war in den Schaukelstuhl gesunken. Sie war von all diesen vielen Nichtigkeiten müde geworden.

Alle Türen standen offen, so daß der Duft vom Kuchen hereindrang; die Schneebesen gingen und die Ofentür klapperte.

„Ach, Tine, holen Sie mir meine Briefe!“ sagte Mutter.

Es waren die Briefe aus dem Sekretär, alle Jugendbriefe Mutters und von ihrer Mutter und ihren Freundinnen und ihrem Vater. Sie waren schön verpackt, vergilbt, zusammengefaltet wie zu jener Zeit, als man noch keine Umschläge kannte, verwelkte Veilchen dazwischen, mit Bändern gebunden.

Mutter liebte sie.

Sie las sie nicht. Aber sie blieb mit ihnen im Schoß sitzen.

Und sie erzählte.

Von ihrem Vater, dem alten Postmeister mit dem hohen Stehkragen – einem der richtigen Beamten, einem von denen, die immer glaubten, sie müßten böse sein, wenn sie ihr Amt ausübten. Die Bauern nannten ihn „Vater“, aber sie zitterten, wenn sie ihm „Ungelegenheit“ bereiteten.

Und von ihrer Mutter, wegen ihrer Gicht auf den Rollstuhl angewiesen, so zart und fein, als hätte sie keinen Körper, und bleichen Gesichts, einem Gesicht ohne Farbe und einem der Mütter, die nicht gerne sprechen, denn sie haben sich müde gesprochen und verbergen nun ihre Geheimnisse.

„Ja, sie schwieg“, sagte die Mutter und blickte vor sich hin, die Briefe in ihrem Schoß.

Es sollte die Zeit kommen, da ihre eigenen schönen Augen, mattblank, dem großen Schmerz entgegenstarrten, aber ihr Mund, der schwieg.

Sie erzählte von ihren Freundinnen, den jungen Mädchen vom weißen Hof:



„Ach, wir hatten große Stuben ganz oben im Turm“, sagte sie, „und wenn wir unsere Fenster aufmachten, dann sahen wir das Meer ...“

Die Mutter legte ihre Hände in den Schoß:

„Ja, Gott weiß, wie“, sagte sie, „aber es ist für sie alle schlimm ausgegangen.“

Schlecht waren sie verheiratet, Pech hatten sie gehabt und waren in aller Welt.

Das einzige, was sie bewahrt hatten, waren Geld und Vornehmheit.

„Sie hatten zu heißes Blut“, sagte Mutter und pustete.

Manchmal kamen Briefe von ihnen, aus den Städten und den Ländern, wo sie als Baronessen und Gräfinnen lebten, verheiratet mit Landflüchtigen und Spielern.

Eine von ihnen wohnte in Norditalien.

Mutter weinte immer, wenn sie von ihr Briefe bekam:

„Ach, sie hat“, sagte sie, „den alten Knacker geheiratet:

Manche sagen, es sei ein Lord, und manche, er sei Schuhmacher.“

Aber jedes Jahr kamen von dieser Freundin auch Briefe aus Kopenhagen.

Sie war zuhause – – um ihren Sohn zu besuchen.

„Das ist ja das einzige, was sie hier in der Welt liebt“, sagte Mutter zu Tine.

Diesen Sohn hatte sie gewiß unehelich bekommen; und dann hatte sie fortreisen müssen und hatte geheiratet, unten in Norditalien, diesen Lord oder Schuhmacher.

„Aber sie lebt ja in Reichtum“, sagte Mutter.

Es war gleichsam, als berührte sie der Lebensschmerz, wenn sie von dieser Freundin redete.

„Ja, Gott weiß, wie das sein kann“, sagte sie wieder:

„Aber es ging ihnen allen schlecht.“

Der Vater ihrer Freundin kam manchesmal, immer unverhofft, und blieb nur ganz kurz.

Ein großer Mann, mager, mit der Haltung *dessen*, der, ohne den Rücken zu beugen, daran gewöhnt ist, an einem

Hof zu verkehren.

Die Mädchen konnten dann ganz unvermutet melden:

„Es ist der Hofjägermeister<sup>12</sup>.“

Und er kam herein und verneigte sich so merkwürdig tief und so eigentümlich bewegt vor Mutter, die ihm entgegentrat. Und er setzte sich immer in großem Abstand und redete mit einer Stimme, als käme sie von weit her und wäre aus Trauer ermattet.

Und er ging wieder, so plötzlich wie er gekommen war.

Aber Mutter weinte, wenn er gegangen war, und die Kinder hatten Angst, denn es war etwas an ihm, als wäre dort ein Gespenst gewesen.

„Ich wollte Sie nur kurz besuchen“, sagte er, wenn er wieder ging, und er verbeugte sich wieder und küßte Mutters Hand.

Er kam, um die nennen zu können, die weit weg waren ...

... Aber Mutter blieb im Weihnachtsdampf sitzen, mit den Briefen ihrer Jugend in ihrem Schoß. Lehrers Tine saß auf einem Schemel neben ihrem Stuhl.

Mutter erzählte aus der Zeit ihrer Verlobung.

Sie kam ja aus der Provinz, und nichts kannte sie und nichts wußte sie, und fremd war sie im alten Haus der Exzellenz.

Es war etwas Neues und ganz Entsetzliches, mit den Ørsteds<sup>13</sup> und den Mynsters<sup>14</sup> in den Stuben und im Haus Oehenschlæger<sup>15</sup> oben im zweiten Stock.

Das war ein Leben, die Lüster immer angezündet, und Schwiegermutter in schwarzem Samt, und die alten Geschlechterwappen auf alle Kissen gestickt, und Silberkannen auf Etageren gestellt, und Gemälde an den Wänden, so festlich wie in einer Kunstsammlung.

Mutter bewegte sich ganz erschreckt.

Aber zum Verlobungsschmaus, als sie einander zutranken und die Exzellenz selbst das Lied verfaßt hatte, da schlich Mutter hinaus auf die Treppe, die Treppe hinauf zu

Oehlschlæger, und dort saß sie und weinte; das Gesicht in ihren Händen weinte sie und weinte.

Der Diener stieß auf sie.

Er mußte Vater holen.

„Nein, nein, ich will nicht hinein“, sagte sie.

„Lassen Sie mich nach Hause – lassen Sie mich nach Hause!“

Und sie weinte, als verlöre sie ihr Leben.

„Ja, Gott, wie ich heulte“, sagte sie zu Tine.

Mutter erzählte weiter, die Briefe in ihrem Schoß, von ihrer Jugend, von den Tagen, die verschwunden waren.

„Aber, ach, wie war es schön, Schlittschuh zu laufen“, sagte sie plötzlich.

Dann eilte sie hinaus zu den weißen Plätzchen. Nun mußte der Eischnee untergehoben werden. Oder sie mußte plötzlich Lorbeerblätter auf die Marmelade legen:

„Denn alles muß jetzt gemacht werden“, sagte sie und begann umherzulaufen. Während Tine alles machte – –

- - -

Kindertage -  
Zu euch bin ich zurückgeflüchtet,  
Ob ihr meines Herzens Weh lindern könntet.  
Niemand zählt die Tränen,  
Die verweinte Augen  
So gerne weinen möchten.  
Kindheitstage,  
Kindheitserinnerungen,  
Lindert meines Herzens Weh.

Du, Mutter,  
Die du selbst littest,  
Schlank wie eine Blume,  
Die jäh geknickt wird,  
Du, Mutter,  
Die selbst liebte,  
*Bleib* nun bei mir  
Unter meines Herzens Weh.

Weit muß der Mensch gehen  
Und so hart muß er treten -  
Kindheitserinnerungen,  
Kommt mit eurer Freude  
Lindert  
- Nur für eine Stunde -  
All meines Herzens Weh.  
Kindheitserinnerungen,  
Was soll ich erbitten:  
Daß ihr meines Herzens Weh lindern könntet.

- - -

Aber Mutters größter Tag war der Tag vor Heiligabend.  
Denn das war der Tag der Armen.

Schon morgens – und es war sicherlich der einzige Tag des Jahres, an dem sie so früh aufstand – hatte Mutter Reis in Beutel gefüllt und Kaffeebohnen in Tüten, und Kandiszucker dazu.

Eine Waage stand auf dem Tisch, und Tine wog ab.

Gerecht sollte es sein und gleich viel in jeder Tüte.

Aber die Mutter füllte nach, und nie paßte es:

„Du lieber Gott“, sagte sie, „als ob Weihnachten mehr als einmal im Jahr wäre!“

Wenn alle Tüten gefüllt waren, gab es im Haus weder Zucker noch Kaffeebohnen.

„Dann nehmen wir eben von unseren eigenen“, sagte Mutter, wenn es knapp war.

Dann kamen nachmittags die Häuslerfrauen herbeigeschlurft. Es war gerade so, als schlichen sie sich merkwürdig zum Haus hinauf, wenn sie kamen. Und sie stellten die Holzschuhe in einer Reihe in den Flur, und sie kamen auf schwarzen Socken in die Stube und sprachen kein einziges Wort, sondern bekamen nur das Ihrige und gaben einen schlaffen Händedruck mit einem „Danke.“

Aber die Mutter hatte viel zu tun und fragte: *Dieser* brauchte dringend *das* und *jener jenes*.

Es gab nicht mehr viel überflüssige Kleider in der Kammer der Kinder, wenn die Häuslerfrauen wieder draußen waren.

„Tinchen“, sagte Mutter: „*Wir* bekommen es sicher immer wieder.“

Sie sank in einem Sessel zusammen, ließ alle Fenster aufreißen und ließ mit Kölnischwasser sprühen.

„Denn, liebe Kinder“, sagte sie, „die Reinlichsten stinken nach Schmierseife.“

Vater befahl dem Stubenmädchen, alle Türklinken abzuwischen.

Im übrigen stritten die Eltern verhalten. Vater behauptete, Mutter habe natürlich ihren letzten Unterrock verschenkt. Aber Mutter blieb ihm keine Antwort schuldig:

„Lieber Fritz, du solltest nur am besten nicht mitreden.“

Er mußte es aber unbedingt. In der Frage, sich ausplündern zu lassen, war Vater berühmt: Alle Landstreicher der ganzen Gegend schnitten sich, bevor sie bei ihm auftraten, ins Zahnfleisch, so daß sie Blut speien konnten, und ihm vormachten, sie seien brustkrank.

„Lieber Fritz“, sagte Mutter: „Ich erinnere mich noch daran, daß du Häusler-Jens ein paar Seidenunterhosen gegeben hast.“

Es gab kein Kleidungsstück von Mutter, das man nicht an der einen oder anderen Stelle bei den Häuslersfrauen finden konnte.

Am nächsten Tag wurden die Weihnachtstische gedeckt. Das war beschwerlich, und Mutter brauchte lange dazu. Denn jeder sollte gleichviel bekommen. Den ganzen Tag ging Mutter umher und wog und maß mit den Augen, und war auf *einem* Tisch etwas zu wenig, stahl sie ein bißchen von einem anderen.

† *Hier fügte Bang in der zweiten Auflage den im Anhang zum Nachwort beigefügten Text „Heiligabend im ‚Weißen Haus‘ ein.*

- - -

Nach Weihnachten kam die Zeit, wo man las.

Tine kam in der Dämmerung und bekam den Inhalt der Bücher erzählt.

Mutter saß vor dem Kachelofen, die weißen Hände um ihre Knie und erzählte und dichtete um. Es gab kein Buch, das in ihren Gedanken *das gleiche* blieb.

Oehlenschläger war in so feierlichen, schwarzen Bänden, und es waren so viele Markierungen auf den Seiten. Mutter

konnte die Tragödien fast auswendig, und doch las sie sie immer wieder. Wenn sie die Augen vom Buch erhob, während die Kinder zuhörten, war es, als wären ihre Augen doppelt so groß geworden.

„Mutter, lies weiter!“ sagte der älteste Junge.

„Müssen denn die Kinder nie ins Bett?“ fragte Vater aus seiner Stube.

„Doch, Fritz, gleich“, antwortete Mutter und las weiter.

Ihre Stimme war mild, so wie traurige Liebkosungen sind, und Tränen standen in ihren Augen.

Am liebsten las sie Thoras Worte<sup>16</sup>, wie sie vom Leichnam Hakons Abschied nimmt.

Tine schniefte wie ein Seehund.

„Sollen die Kinder ins Bett?“

„Gleich, Fritz, gleich ...“

Und Mutter las weiter.

Oft war es Christian Winther<sup>17</sup>. Am meisten „Des Hirsches Flucht“. Die Strophen wanden sich so zärtlich um ihre Stimme.

„Ach, niemand liest wie die gnädige Frau“ sagte das Zimmermädchen. Sie hörte drüben in der Ecke beim Bücherschrank zu.

Schließlich wurde der Vater ungeduldig, und die Kinder *mußten* ins Bett.

Dann weinten sie und bekamen Zwetschgen, um artig dem Kindermädchen zu folgen.

Aber Mutter begleitete Tine baren Hauptes die Allee hinauf.

In klaren Nächten ging sie dort lange. Sie liebte die Sterne so sehr. Lange konnte sie auch stehenbleiben und zählen, wie viele sie auf einem Fleck sehen konnte.

Tine stand dabei.

Sie fragte, wie die Sterne hießen.

Aber Mutter hatte sie nach den Namen ihrer Freunde benannt.



Das war der Stern ihrer Mutter ...

„Haben Sie ihn gesehen?“

„Und das war Alices – sehen Sie ihn? Denn er ist so betrübt.“

Es gab so viele betrübte Sterne, und sie liebte sie am meisten.

„Dora“, rief Vater aus der Dachstube:

„Thora, du erkältet es dich.“

„Ich schaue nur die Sterne an“, antwortete sie, und sie ging still hinein.

Aber nach den Sternen zu sehen, war für sie fast eine Leidenschaft.

„So bin ich“, sagte sie, „mit all meinen Freunden zusammen.“

Manchmal begleitete sie Tine bis zum Friedhof, aber nie weiter. Denn sie hatte große Angst vor Gespenstern. An diese glaubte sie felsenfest, und sicher war es, daß es in der blauen Kammer zuhause spukte, ganz sicher.

Sie bekräftigte dies immer mit einem Nicken:

„Das weiß auch Fritz“, sagte sie.

Aber das, was in der blauen Kammer spukte, war eine weiße Dame, und sah man sie, mußte jemand sterben.

Mutter hatte sie *ein* mal gesehen, und dann starb der alte Postmeister.

Sonst kannte sie viele Gespenstergeschichten und erzählte sie in der Dämmerung, so daß die Kinder schauderten.

Am liebsten erzählte sie die von Aaholm<sup>18</sup>, denn von der wußte sie, daß sie wahr war, weil sie einer ihrer Tanten zugestoßen war.

„Auf Aaholm hat es schon immer gespuckt“, sagte Mutter: „Aber das ist wahr, denn Olivia machte sich gerade zum Ball zurecht, als sie auf einmal eine Dame aus der Wand kommen sieht – leibhaftig – sie sah sie im Spiegel ... In